

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1913.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.

Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.** Fernspr. Lzw. 7724.



Berlin, den 11. Januar 1913.

Wintermond.

Lustration.

Alfred Graf von Schlieffen, der fünfzehn Jahre lang Chef des Großen Generalstabes war, ist gestorben. Ihm sind nicht so viele Kränze gewunden worden wie (von nicht immer sauberer Hand) dem anderen Alfred, der ihm ins Dunkel voranschritt. Der Achtzigjährige war dennoch des Lorbers würdiger. Generaloberst mit Feldmarschallsrang, Generaladjutant des Kaisers, Mitglied des preußischen Herrenhauses. Ein Offizier, der den größten Theil seiner Dienstzeit auf wichtigen Generalstabsposten verlebt, stets also für besonders tüchtig gegolten hat. Als Nachfolger Waldersees wurde er von Manchen laut gerühmt, von Manchen leis getadelt. Sein Wissen und Können war unbestritten; aber die moltkische Denkpräzision, hieß es, fehle ihm und seine Kritik lange allzugern über den Gegenstand hinaus. In den von ihm vorbereiteten Manövern seien schöne Bilder zu sehen, für den Krieg nützliche Erfahrungen aber nicht oft zu sammeln. Die Rede, die Schlieffen im Herbst 1905 vor der Enthüllung des dem Marschall Moltke von dem in seiner Schule erwachsenen Heer gestifteten Denkmal hielt, unterschied sich, in Inhalt und Ton, sehr angenehm von Allem, was wir bei solchem Anlaß zu hören gewöhnt waren. Kein Paradepathos, keine kindische Uebertreibung; ein von zärtlicher, doch nicht blinder Liebe entworfenes Bild des Römers aus Parchim. „Die Worte ‚selbst‘ und ‚ich‘ kannte dieser hohe Geist nicht.“ Die

Rede soll dem Allerhöchsten Kriegsherrn so wenig gefallen haben, daß er dem Generalstabschef den für ihn mitgebrachten Orden nicht gab. Drei Monate danach war Graf Schlieffen im Ruhestand. Noch rüstig; was sein trockener Greisenwitz anbot, schmeckte sogar den jüngsten Dachsen. (Als er zum Urtheil über einen im Rang ungefähr gleichen Kameraden aufgefordert worden war, sprach er, nach kurzer Bedächtnißpause: „Halb Türke, halb Journalist“.) Vor vier Jahren kam er ins internationale Gerede. Auf einem Heft der Zeitschrift „Deutsche Revue“ war zu lesen: „Dieses Heft enthält den Artikel ‚Der Krieg in der Gegenwart‘, welchen der Deutsche Kaiser beim Neujahrsempfang der Kommandirenden Generale vorlas, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die darin niedergelegten Gedanken sich mit seinen Ansichten decken.“ Diesen Artikel hatte Schlieffen geschrieben. Was stand darin?

Seit in Frankfurt der Friede geschlossen ward, haben die Heere Deutschlands und Frankreichs an Kopfzahl, an Wucht und Leistungfähigkeit der Waffen einander zu überbieten versucht. Dieses rastlose Mühen hat bewirkt, daß die Bewaffnung beider Heere heute fast gleich stark ist und eine wesentliche Verbesserung kaum noch denkbar erscheint. Mußte aber auch den anderen Mächten den Entschluß zu rascher Wehrstärkung aufzwingen. In West und Ost sind deshalb jetzt, bis ans Japanische und Ochotskische Meer, die Waffen von ziemlich gleichem Werth. Leichte, schnell zu ladende und weithin tragende Geschütze; rauchloses Pulver; das Geschoß so klein, daß es die Niederwerfung eines gelben, braunen, schwarzen Menschen (der ja schwerer als ein weißer außer Gefecht zu setzen ist) kaum noch verbürgt, doch in großen Mengen auf dem Heereszug mitgeführt werden kann und die Ausnützung der Feuergeschwindigkeit ermöglicht. Diesen Geschossen darf kein Mann und keine Truppe sich ohne Deckung aussetzen. Schon bei Mars-la-Tour hat ein angreifendes preußisches Regiment in einer halben Stunde 68 Prozent seines Bestandes verloren; im mandschurischen Krieg eine Japanerbrigade in noch kürzerer Zeit 90 Prozent; in Südafrika hat ein gedeckter Schütze vierzehn Angreifer niedergestreckt. Am sicheren Bewußtsein der Ueberlegenheit kann sich Keiner mehr rösten. Und Alle waren zu völliger Aenderung der Taktik genöthigt. Die Infanterie vermag nur noch unter steter Deckung an den Feind heranzukommen und die Haupt-

sorge der Artillerie, die ihr dazu helfen soll, muß sein, sich gegen das feindliche Feuer zu schützen; gegen Gewehr und Schrapnell versucht sies mit Panzerschilden. Die Gefechtsfront verbreitert sich. Armeen, wie sie 1866 und 1870 ins Feld rückten, würden heute einen viermal größeren Raum einnehmen. Bei Königgraetz fochten 220000, bei Gravelotte 186000 Mann. Jetzt würde Deutschland 4750000, Frankreich gar 5500000 Mann für den Krieg bereit haben. Freilich steht diese Bereitschaftziffer nur auf dem Papier. Der Fabrikarbeiter, der nach fünfzehn Jahren in Reihe und Glied zurückkehrt, hat die alte Taktik vergessen, kennt die neue Waffe nicht und könnte unter der Last von Gewehr, Munition und Tornister einen Tagesmarsch von vierzig Kilometern nicht mehr leisten. Eine Million Mann: beträchtlich größer wird das Feldheer auch heute kaum sein; auf Sieg darf es, dem weder die Ueberlegenheit der Zahl noch die der Waffe gesichert ist, nur hoffen, wenn die Massen fest zusammengehalten und gegen ein gemeinsames Ziel geführt werden. Auf dem Riesenschlachtfeld ist wenig zu sehen. Das Fußvolk nur, wenn es in hastigem Lauf aus einer Deckung in die andere eilt. Der Feldherr ist unsichtbar: hinter der Front; sitzt am Schreibtisch vor der Schlachtfeldkarte, schickt durch Draht und Funken, Automobile und Motorräder den Führern seine Befehle und empfängt die Meldungen, die aus lenkbaren Luftschiffen und Fesselballons eintreffen. Seine wichtigste Pflicht ist erfüllt, wenn er, ehe ein Zusammenstoß möglich wird, den Corps das Tagesziel und die Straßen angegeben hat, auf denen es zu erreichen ist. Die Schlachten werden länger dauern, aber nicht mehr Blut fordern als die alter Zeit. In den Kriegen Fritzens und Bonapartes betrug der tägliche Schlachtverlust 40 bis 50, im mandschurischen Krieg nur 2 bis 3 Prozent; und der kurze Kampf bei Mars-la-Tour hat mehr Menschenleben hingerafft als die vierzehn Tage bei Mukden. Die Gefahr langer Feldzugsdauer ist nicht zu unterschätzen. Das Wirthschaftleben der Völker heischt schnelle Entscheidung und würde bei einer Strategie, die den Gegner allmählich matt machen will, von schwer heilbarem Siechthum heimgesucht. Deshalb müssen die Gegner trachten, einander auf zwei oder drei Seiten anzugreifen, die Front und mindestens eine Flanke zu packen. Den Kundschafterdienst, der feststellt, wo Front und Flanken zu finden und zu fassen sind, werden die Luftschiffe zu leisten haben; die in

der Luft aber nicht ungefährdet sein werden. Denn auch der Feind hat seine Kundschafter himmelan geschickt und in dem unvermeidlichen Kampf wird der Aerostat siegen, der höher als der Gegner steigen, ihn mit einem Sprenggeschoß vernichten und sich rasch der aufwirbelnden Flamme entziehen kann. Luftschiffe werden gegen Luftschiffe, Kanonen gegen Kanonen, Reiter (die, vom Erkundungdienst befreit, den Rücken des Feindes durch Feuerwirkung zu schwächen suchen) gegen Reiter zu kämpfen haben und danach erst zu wirksamer Unterstützung der Infanterie fähig sein. Noch ein Kampf ist zu bedenken: der zwischen dem Ingenieur und dem Artilleristen entstanden ist. Frankreich hat seine ganze Ostgrenze befestigt, Deutschland sich ein Sprenggeschoß von unwiderstehlicher Durchschlagskraft geschaffen. Neuer Wettstreit; dem auch die anderen Mächte nicht müßig zuschauen durften. Belgien, die Niederlande, Italien sorgten für starke Festungwerke, vom Zuidersee bis ans Mittelmeer thürmt sich eine Mauer und sogar die Schweiz hat die Gotthardpässe und alle Zugangspfade bis in die Region ewigen Schnees befestigt und mit Garnison belegt. Rußland schützt der breite, morastige Graben, der die jenseits von der Weichsel liegenden deutschen Provinzen einschließt und die Befestigung der russischen Westgrenze erleichtert. Auch gegen Oesterreich schufen die Nachbarn sich Schutzwälle. Dänemark kann die Zugänge in die Ostsee sperren und hat Kopenhagen in einen großen Waffenplatz umgewandelt. England kann, wann es ihm beliebt, seine schwimmende Festung in die Nordsee schicken und hat sich die Möglichkeit gesichert, von einem jütischen Hafen aus in Schleswig einzufallen. Italien und Oesterreich haben sich gegen einander verbarrikadirt. Der Eisenring, der die mitteleuropäischen Kaiserreiche umklammern sollte, ist seit dem Streit um Bosnien geschlossen.

„Damit ist die militärische Lage Europas gegeben. In der Mitte stehen ungeschützt Deutschland und Oesterreich, ringsherum hinter Wall und Graben die übrigen Mächte. Der militärischen Lage entspricht die politische. Zwischen den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revancheidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik. Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seines Han-

dels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte verschärfen. Nicht Gefühlsregungen, sondern das Soll und Haben bestimmen die Höhe des Grolls. Rußland wird eben so durch die ererbte Antipathie des Slaven gegen den Germanen, die überlieferte Sympathie mit dem Romanen wie durch sein Anleihebedürfniß an dem alten Verbündeten festgehalten und wirft sich jetzt auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am Meisten schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die Verdrängung der Fremden, die einst über die Alpen in die fruchtbaren Gefilde der Lombardei herabstiegen, noch nicht für vollendet. Es will sie weder an den Südhängen des Gebirges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden. Es ist nicht ausgemacht, daß diese Leidenschaften und Begehrlichkeiten sich in gewaltsames Handeln umsetzen werden. Aber das eifrige Bemühen ist doch vorhanden, alle diese Mächte zum gemeinschaftlichen Angriff gegen die Mitte zusammenzuführen. Im gegebenen Augenblick sollen die Thore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen werden und die Millionenheere über die Vogesen, die Maas, die Königsau, den Niemen, den Bug und sogar über den Isonzo und die Tiroler Alpen vernichtend hereinströmen. Die Gefahr erscheint riesengroß. Sie verringert sich etwas, wenn man ihr nähertritt.

England kann den deutschen Handel nicht vernichten, ohne den eigenen arg zu schädigen. Sein wohlverstandener Vortheil verlangt, seinen verabscheuten Konkurrenten, der aber gleichzeitig sein bester Kunde ist, am Leben zu lassen. Ehe es die angekündete Landung in einem jütischen Hafen ausführt, wird es Telegramme aus Afrika, Indien, Ostasien und Amerika abwarten. Wenn es die Welt in Brand steckt, hat es Besseres zu thun, als seine Armee nach dem bismärckischen Rezept in Schleswig arretiren zu lassen. Rußland hat im Vollbesitz der Kraft und der Macht allen Verlockungen seines Verbündeten zu einem Angriff widerstanden. Ob ihm jetzt, nachdem es das Wesen des modernen Krieges kennen gelernt hat, dieser Angriff verlockender erscheint, muß für zweifelhaft gelten. Frankreich hat sich vorgenommen, den Genuß der kalt gewordenen Rache nur in Gesellschaft guter Freunde vorzunehmen

Alle fühlen Bedenken vor den ungeheuren Kosten, den möglichen großen Verlusten, wie vor dem rothen Gespenst, das im Hintergrund auftaucht. Die allgemeine Wehrpflicht, welche Hoch und Niedrig, Reich und Arm als gleichwerthiges Kanonenfutter verwenden will, hat die Kampfeswuth gemildert. Die für uneinnehmbar erachteten Festungen, hinter denen man sich warm und sicher fühlt, lassen es minder verlockend erscheinen, herauszustürmen und die Brust im Gefechte zu lüften. Die Waffenfabriken, Geschützgießereien, die Dampfhämmer, welche die Panzerthürme härten, haben mehr freundliche Gesichter und liebenswürdiges Entgegenkommen hervorgebracht, als alle Friedenskongresse zu schaffen vermochten. Jeder trägt eben so sehr Bedenken, den zahlreichen, wohlbewaffneten Gegner anzugreifen, wie er sich scheut, das eigene Verderben bringende Werkzeug anzuwenden, das er sich mühsam geschaffen hat, von dem er aber nicht recht weiß, ob er es auch zu handhaben verstehen wird. Und wenn nun auch alle Bedenken beseitigt, alle Schwierigkeiten gehoben sind, der Entschluß gereift ist, der gewaltige Vormarsch von allen Seiten angetreten werden soll, muß sich die bange Frage: ‚Werden auch die Anderen kommen, werden sich auch die fernen Verbündeten zur rechten Zeit einstellen, werde ich nicht allein und verlassen dem Keulenschlage des Uebermächtigen ausgesetzt sein?‘ in der Brust jedes Einzelnen vernehmbar machen. Diese Zweifel zwingen, stillzustehen, abzuwarten, die Rache zu verschieben. ‚Die Koalition ist fertig‘, wird von jenseits des Kanals herübergerufen. Daß sie zu kriegerischen Thaten übergehen wird, ist trotzdem durchaus zweifelhaft und auch vorläufig keineswegs nöthig. Die Stellungen, welche die verbündeten Mächte eingenommen haben, sind so günstig, daß sie allein durch ihr Vorhandensein eine beständige Drohung bilden und selbstthätig auf das durch den Wirthschaftkampf und die Geschäftskrisen erschütterte deutsche Nervensystem wirken. Um diesem Druck zu entgehen, muß man versucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen.

Während in dieser Weise gekämpft wird, hat sich das Bild plötzlich verschoben. Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sieht sich Oesterreich für geraume Zeit nach jener Seite gebunden. Es verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung,

kann ihm selbst eine solche nicht gewähren. Der gegnerischen Taktik ist es gelungen, Jedem der Beiden einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Rußland behält sich vor, mit voller Kraft die Entscheidung hier und dort zu geben. Trotz der so viel günstiger gewordenen Lage scheinen die Feinde ringsherum immer noch nicht zu den Waffen greifen zu wollen. Die vielen Bedenken sind noch nicht beseitigt. Auch nach der Trennung sind Oesterreich wie Deutschland noch immer zu stark."

Das schrieb, im Dezember 1908, ein Mann, der fünfzehn Jahre lang Chef des Großen Generalstabes gewesen war. Zwei Monate nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina. Das wurde, als Ausdruck kaiserlicher Erdanschauung, veröffentlicht. Das Meisterstück unserer Feinde, hörten wir, war, daß ihnen gelang, Oesterreich-Ungarn und Deutschland „einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen; sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Oesterreich verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung, kann ihm selbst aber eine solche nicht gewähren." 1908. Siehts heute um uns nicht viel ärger aus?

Langsamer, als Manche gehofft, doch schneller, als Viele gefürchtet hatten, schrumpft in Europa die Schaar, die bereit schien, an der Schwelle des von Wahrsagermund verrufenen Jahres 1913 von Oesterreich-Ungarn eine Lustration zu fordern: weithin sichtbare Sühnung des in fünfjähriger Balkanarbeit erwirkten Aergernisses. Die Nebel sinken, der Hetzruf verhallt; und wenn in der vierten Woche des neuen Jahres der erste Gedenktag wiederkehrt, wird kaum irgendwo noch eine beträchtliche Zahl Ernsthafter heischen, auf dem Ballhausplatz solle, wie einst auf dem altrömischen Marsfeld, ein Stier, ein Schaf und ein Schwein geschlachtet und mit dem Blut dieser Opferthiere die unter sechzig Monden entstandene Sündenkruste aufgeweicht und vom Leib des Staates gewaschen werden. Schon dürfen Briten laut an das von Salisbury auf dem Berliner Kongreß gesprochene Wort erinnern, das der wiener Regirung nachrühmte, sie habe nie und nirgends den In-

teressen anderer Mächte sich entgegenzustemmen versucht. Schon deuten dort Stimmen, die freilich noch schüchtern klingen, an, daß solche Geschäftsstörung in den austrischem Einfluß offenen Ländern auch seit 1908 nicht zu verzeichnen gewesen sei. Vernunft fängt wieder an zu sprechen. Suovetaurilien werden nicht mehr verlangt.

Der erste Gedenktag fällt nicht, wie flüchtiger, nur der Verkündung der Annexion sich noch erinnernder Sinn wähnt, in den Herbst; der siebenundzwanzigste Januarmorgen bringt ihn. Alois Lexa Freiherr von Aehrenthal spricht im Ausschuß der Ungarischen Delegation. Ahnt er, daß die uralte Sehnsucht nach einem Balkanbund, die vor Stephan Duschan lebte und unter der Türkenherrschaft nie starb, in neuem Kleid wieder ans Licht trachtet? Den Balkanländern, sagt er, naht eine Aera bedeutsamer Entwickelung; und da auch Oesterreich-Ungarn durch seine Rechte auf Bosnien zu einer Balkanmacht geworden ist, darf es nicht säumen, sich den aus solcher Entwickelung ihm gebührenden Nutzen zu sichern. Das wird durch die Eintracht mit Rußland, durch den Verzicht auf Landerwerb, durch die Einschränkung in eine vom Berliner Vertrag erlaubte, von jedem Auge nachprüfbare Eisenbahnpolitik erleichtert. Der Bau der Bahnstrecke Uwac-Mitrowitza, der Anschluß der türkischen und griechischen Bahnen schafft die große Linie Wien-Budapest-Sarajewo-Athen-Piraeus, die den Produkten Mitteleuropas den kürzesten Weg nach Egypten und Indien öffnet. Das Programm ist einfach, von erworbenem und erarbeitetem Rechtsanspruch gestützt und sein Ziel kann in keinem Unbefangenen Verdacht wecken. Die Hälften der Monarchie will es in den Ring eines fruchtbaren Gedankens zusammenschmieden, die Raunzer, die scheel auf die Expansion anderer Großmächte blicken, aus ihrem Winkel zwingen, Oesterreichs und Ungarns Versandgut auf geradem, von ihren eigenen Wächtern gehütetem Schienenstrang ins Aegaeische und ins Mittelländische Meer führen. Dennoch antwortet aus Ost und West ein Sturmgeheul. „Oesterreich will den Sandschak Nowibazar einstecken, will nach nach Saloniki, hat Rußland geprellt und läßt sich für die Duldung der Türkengräuel in Makedonien mit einem Trinkgeld bezahlen, wie Deutschland mit der Bagdadbahnkonzession.“ So las mans. Daß hinter dem Plänchen das Deutsche Reich stecke, galt als sicher; und wer den Kalendertag der Enthüllung bedachte, konnte nicht zweifeln, daß

dem berliner Protektor des Sultans Etwas auf den Geburtstagstisch gelegt werden sollte. „Der germanische Drang nach Osten spottet frech jeder Schranke.“ Serbien, das noch an den Folgen des Zwistes von 1906 (Goluchowski-Pasitsch) leidet und in Wien einen Gewinn verheißenden Handelsvertrag durchsetzen möchte, bleibt in leidlicher Ruhe; meldet seine Forderung eines freien Weges an die albanische Adriaküste aber schon mit vernehmlicher Stimme an. Zwar hat Aehrenthal gesagt, er hoffe, daß die neue Verkehrsmöglichkeit den makedonischen Wilajets lohnende Arbeit bescheren und sie dadurch von dem alten Hader erlösen werde. Doch aus allen Ecken der Südslavenwelt grollt es: „Wer von Abd ul Hamid Trassirungrechte erbittet, kann natürlich für die Reform Makedoniens nichts Wirksames thun.“ An diese Reform erinnert, zwei Tage nach Aehrenthals Ruf zu nützlicher Arbeit, die Thronrede des Britenkönigs Eduard; „die europäischen Großmächte,“ heißt es darin, „werden dem unglücklichen Land in Ordnung helfen.“ Alle; nicht mehr Oesterreich und Rußland allein. Am dritten März legt Sir Edward Grey den Regirungen sein Programm vor. Am vierundzwanzigsten erklärt eine russische Note das Sondermandat der östlichen Kaiserreiche für erloschen. Am achtzehnten April hält Herr Iswolskij in der Reichsduma eine spitzige Rede, die das Mürzsteger Programm ein „Protokol der Entsagung“ nennt und den Oesterreichs Balkanmacht durch den Bahnbau zufallenden Vortheil dick unterstreicht. Am zehnten Juni besucht Eduard in Reval den Zaren. Aus zwei Reformprogrammen, dem londoner und dem petersburger, wird eins: das anglorussische. Das will der Türkei einen Wandel der makedonischen Rechtszustände aufnöthigen, den der Islam, ohne sein im Glauben an die eingeborene Ueberlegenheit der Musulmanen wurzelndes Leben zu gefährden, der Rajah (der Christenheerde) nicht bewilligen kann. Am vierundzwanzigsten Juli bricht die Osmanenrevolution aus. Im Dritten Armeecorps, das in Makedonien steht und dessen Häupter den Zorn über die dem Stamm und seinen Glaubensgrundmauern drohende Schmach nicht länger zähmen wollen.

Für den winzigen Zeitraum von sechs Monaten ists genug. Im Januar das Bekenntniß zu einem Plan nüchterner Handelspolitik und die ruhige Erwähnung der Thatsache, daß Oesterreich-Ungarn seit 1878 zu den Balkanmächten gehört. Im Juli der

Jungtürkensieg und das Beben in allen Bezirken südslavischer Erde. Peter Schuwalow hat, vier Jahre nach dem Berliner Kongreß, geschrieben: „Ich bin überzeugt, daß von der Hingabe Bosniens und der Herzegowina eines Tages eine Bedrohung des europäischen Friedens ausgehen wird. Von dort her kommt der Funke, der das Pulver entzündet; und im Schein dieser Feuersbrunst muß dann das Slavenproblem gelöst werden." Was als die Schrulle eines griesgrämig Alternden belächelt worden war, soll sich nun als die frühe Ahnung künftiger Wirklichkeit entschleiern? Als Andrassy vom Kongreß heimkam, sprach er vor dem Ohr des Kaisers und Königs: „Ich bringe den Schlüssel, der uns das Orientthor öffnet." Den darf der Nachfolger nicht verrosten noch sich gar aus der Hand winden lassen. Er darf nicht unthätig warten, bis serbische Wühler, die Bosnien und die Herzegowina ihr Elsaß-Lothringen nennen, die Ruhe der okkupirten Länder noch tiefer gefährden oder bis an deren Bewohner aus Konstantinopel der Ruf ergeht, Vertrauensmänner ins Türkenparlament abzuordnen. „In dreißigjähriger rastloser Arbeit hat unsere Verwaltung die ihr in den beiden Provinzen aufgebürdeten Pflichten erfüllt. Sie hat in diesem für den Frieden so gefährlichen Wetterwinkel Ruhe und Ordnung gesichert, das kulturelle und wirthschaftliche Niveau der Bevölkerung wesentlich gehoben und eine modern denkende Generation herangezogen. Nun ist es Zeit, aus diesen Ergebnissen unserer Arbeit die Konsequenzen zu ziehen, den Bürgern konstitutionelle Einrichtungen zu geben, die ihrem Bedürfniß entsprechen, und ihnen so die Möglichkeit zur Mitwirkung an der administrativen Thätigkeit zu schaffen." Diese Worte des Freiherrn von Aehrenthal zeugen heute noch von dem Pflichtgefühl, das ihn handeln hieß. Die Monarchie muß ihre Südostgrenze mit Wall und Graben gegen die Gefahr einer slavischen Irredenta schützen und kann die ihrer Hut Anvertrauten nicht in schmaleres Bürgerrecht pferchen, als die Türkei, in der Midhats Verfassungstatut vom Jahr 1876 wieder gilt, selbst den Christen gewährt. Türkenreichstag: und Bosnien ohne Volksvertretung? Jeder Zweifel muß fliehen. Fünfzehnter September: Aehrenthals Gespräche mit dem Minister Iswolskij im Schloß des Grafen Berchtold. Vierter Oktober: Verkündung der Annexion.

Diesmal ist das Sturmgeheul noch schriller als unter dem

Winterhimmel. Weltgetöse, Börsenpanik, Flüche, Boykottbeschlüsse, Kriegsgeschrei. Trotzdem die Türkei nur ins Verlustbuch zu schreiben hat, was sie längst nicht mehr besaß, und durch Oesterreichs Verzicht auf den Sandschak zurückgewinnt, was ihr verloren schien. Und trotzdem Iswolskij schon am siebenten Oktober im „Temps“ erklären läßt, ein Krieg werde aus dem Streit um Bosnien gewiß nicht entstehen. Doch England fordert einen neuen Orientkongreß und Serbien schreit nach „Kompensationen“; bekennt damit also offiziell, daß es in den nun annektirten Ländern sein Elsaß-Lothringen sah und sie bei günstiger Gelegenheit seinem Leib einzugliedern trachtete. Als die beiden Wünsche einander begegnen, zeigt sich freilich, daß zwischen ihren Zielen die Raumstrecke noch länger ist als zwischen Belgrad und Durazzo. Kronprinz Georg und Herr Pasitsch, der Führer der Altradikalen, haben ihr Leid dem hohen Gönner an die Newa getragen. An die Themse wird Milowanowitsch, der Minister für Auswärtige Angelegenheiten, als Werber entsandt. In der Foreign Office verschäumt sein Schmerz in den Seufzer: „Die Annexion begräbt alle Hoffnungen, die wir hegten!“ Und aus dem leis lächelnden Munde des Unterstaatssekretärs Sir Charles Hardinge kommt die abkühlende Antwort: „Alle Illusionen; gewiß.“ Noch riecht es nur nach Strohfeuer. Vor der Explosion, die Schuwalows umflortes Auge voraussah, braucht Europa fürs Erste nicht zu zittern.

Oesterreichs nördlicher Bundesgenosse ist ganz ruhig. Zu ruhig, findet, in beiden Kaiserreichen, Mancher. Doch warum sich in Leidenschaft aufregen? Wer die Geschichte ein Bischen kennt, weiß, daß die wiener Politik auf dem Weg ist, den ehrwürdige Tradition, ererbtes und errungenes Recht ihr gewiesen haben. Schon in der Zeit Josephs und Katharinens waren die Häuser Habsburg und Holstein-Gottorp darüber einig, daß der Westbalkan in Oesterreichs, der Ostbalkan in Rußlands Einflußzone gehöre. Serbiens Volksheld Kara Georg, zwei Menschenalter danach dessen Enkel Nikolaus Petrowitsch, der Herrscher in Montenegro, haben gewünscht, daß habsburgische Heere nach Bosnien marschiren. Die Balkanformel der Großen Katharina war und blieb Bismarcks. In Reichstadt, Budapest, Wien und Berlin sind die beiden Provinzen der austro-ungarischen Monarchie zugesprochen worden. Professor August Fournier erzählt (in seinem

schlichten und wahrhaftigen Buch „Wie wir zu Bosnien kamen“), am achtzehnten März 1877 sei zwischen dem Grafen Andrassy und dem Russischen Botschafter Nowikow vereinbart worden: „Im Fall einer Umgestaltung der Türkei werden Oesterreich und Rußland die Bildung eines größeren slavischen Reiches auf dem Boden der Türkei verhindern und dahin trachten, daß Albanien, Bulgarien und der Rest von Rumelien unabhängig werden, Griechenland eine Vergrößerung durch Thessalien und Epirus erhalte, Konstantinopel mit seiner Bannmeile als Freie Stadt weiterexistire. Als Grenze der beiden Einflußsphären ward eine Linie angenommen, die dem Timok aufwärts folgte, dann südlich an den Wardar und mit ihm ans Aegaeische Meer zog, so daß Serbien dem Einflußbereich Oesterreich-Ungarns zugewiesen wurde. So ward sie von Nowikow eigenhändig in ein österreichisches Kartenexemplar eingezeichnet, das heute noch im Besitz des Barons Schwegel ist.“ Aus Hohenlohes Notiz über sein Gespräch mit dem Botschafter Saburow geht unzweideutig hervor, daß auch der dritte Zar Alexander, wie sein Vater, Oesterreichs Recht auf die Annexion ohne Einschränkung anerkannt hat. Solche Tatsachen sind schließlich nicht aus dem Buche der Geschichte zu radiren. Die üble Laune wird weichen; thront erst wieder die Vernunft, dann verschwebt, unter ihres Blickes heller Schärfe, das Dunstgewölk in unschädliche Fetzen. Europa liebt, wie andere alte Damen, Ueberraschungen nicht; giebt sich, nach dem ersten Schreck, aber drein.

Das scheint auch der Kanzler des Deutschen Reiches zu hoffen. Fürst Bülow hat sich jede erdenkliche Nachwirkung des österreichischen Handelns und der dawider anrennenden Wuth vors innere Auge gerückt und für jede etwa nothwendig werdende Abwehrart sich, noch im Oktober, das Einverständniß des Kaisers gesichert. Spielt zunächst aber den freundlich Neutralen, fast Unbetheiligten, der zwar der Bündnißpflicht nicht entschlüpfen, ihren Auftrag aber mit dem holden Amt des Friedensstifters vereinen will. Herr von Marschall, dem mit der absoluten Großherrnmacht der Ertrag zehnjährigen Mühens zerronnen ist und der fast inbrünstig warnt, den Rest der Türkenfreundschaft auf Oesterreichs Spiel zu setzen, erhält den Auftrag, der Hohen Pforte zu melden, daß Deutschland weder vor der Annexion noch vor der Stunde, da Fürst Ferdinand in Tirnowo das Vasallenband löste, nach

seiner Meinung befragt worden sei. So stehts, als amtliche Mittheilung des Deutschen Botschafters, im türkischen Reichsanzeiger, der, nur um diese Kunde schnell zu verbreiten, in einer Extraausgabe erscheint. Mancher (ich war darunter) sieht in dem seltsamen Entschuldigungversuch ein in Seidenpapier gewickeltes Desaveu, das den Genossen just an dem Tag trifft, da er zum ersten Mal wieder aus dem dumpfen Dickicht neidischer Stämme und Stämmchen ins Licht schreitet und zu kraftvollem Wirken ins Internationale den Willen strafft. Herr von Holstein, einst Marschalls Mentor, peitscht mit zuckenden Fingern die Stuhllehnen und sucht in sich zu ergründen, wer seinen lieben Bülow weich gemacht haben könne. Auch die erste Rede des Kanzlers (vom siebenten Dezember) behagt ihm noch nicht. Er sprüht Greisenfeuer, als in einer offiziösen Zeitung eine Bußpredigt und zuchtmeisterliche Exhortation an Oesterreich-Ungarn gerichtet wird, und fängt zu fürchten an, das Deutsche Reich werde auf das Glatteis des Kongreßvorschlages treten. „Ein wahres Glück“, schreibt er mir, „ist, daß Frankreich im Orient jetzt ganz offen seine eigene Politik, die des Türkengläubigers, macht; es vermittelt zwischen Türken und Bulgaren, um den Kongreß, dessen Kosten die Türkei, eben so wie 1878, tragen würde, unnöthig zu machen. Auch die Veröffentlichung des londoner Programmes kam wohl von französischer Seite. Die Wirkung war wenigstens die von Frankreich gewünschte. Die Türken, die bis dahin, unter englischer Anleitung, nach dem Kongreß geschrien hatten, wurden mit einem Mal still und verhandeln jetzt direkt mit Oesterreich und Bulgarien. Das werden Rußland und England sich auch ohne Mucks gefallen lassen; denn Beide brauchen Frankreich: England wegen Deutschlands und Rußland wegen des Mammons.... Wenn jeder ungezogene Balg nur zu schreien braucht, um zu bekommen, was er sich wünscht, dann wird es um die Ruhe Europas bald geschehen sein; wenigstens um die Ruhe des Kontinents.... Seit Algesiras ist der Bluff ja ein Mittel diplomatischer Aktion geworden. Ich glaube, daß Iswolskij bald mit seinem letzten Hauptbluff: ‚Kongreß oder Weltbrand!‘ einsetzen wird, in der unerschütterlichen Ueberzeugung, irgendwelche Leute einschüchtern zu können.“ Daß zu ihnen der Kanzler (der inzwischen Holsteins Freund Kiderlen, als Balkanspezialisten, zum Gehilfen erwählt hatte) gehören werde,

hielt auch dieser Mißtrauische für unmöglich. Nur der strategische Aufmarsch hatte ihm nicht gefallen. Jetzt war er zufrieden.

Fürst Bülow hat die Partie gut gespielt; besser als je eine andere. Dieses schwerste Jahr seines Amtslebens ward an Erfolg ihm das reichste. Er ist auf Marschalls Berichte über den neuen Lenz osmanischer Macht angewiesen, an den unverjährbaren Ausdruck kaiserlicher Impulse gebunden und muß mit der Stimmung der vom Nimbus der Jungen Türkei Geblendeten rechnen. Seit er in Berlin ist, hat das Gewicht der deutschen Interessen im nahen Osten sich erhöht und er möchte sie nicht gefährden. Noch trübt der zwischen Tanger und Algesiras gesammelte Unmuth den natürlichen Frohsinn der Nation und die Erörterung des im „Daily Telegraph" veröffentlichten Artikels kann keine Stirn entrunzeln. Das Verhältniß zu England ist heikel, das zu Rußland seit Reval von Frosthauch gestreift, die Absicht auf Isolirung Deutschlands von West her noch fühlbar, ein glimpflicher Abschluß des Marokkohandels unter ungünstigem Planetenaspekt nicht leicht zu erlangen. Ueber dem Stillen Ozean liegt ein Minimum. Und auf die mediko-politische Frage (die Bismarck sich zu stellen pflegte), wo das nächste Geschwür Europas reifen werde, würde von allen Seiten geantwortet: „An der Nordseeküste." Hindernisse ringsum und manche gestern noch felsenfeste Mauer unterspült. Der vierte Kanzler war nicht von schöpferischer Geniekraft bedient; hat 1908 aber das Spiel nach berühmten Meisterregeln seinem besonderen Zweck angepaßt und trotz allen Störungversuchen mit kühlem Kopf und sicherem Taktsinn durchgehalten. Sein besonderer Zweck war nicht und durfte nicht sein, dem Bundesgenossen aus unbequemem Gedräng zu helfen (der Nachbar war zur Abwehr des Dranges allein stark genug und Aehrenthal seiner mit tapferem Ernst bis ins Kleinste und Größte durchdachten Sache so sicher, daß er mit leisem, ganz leisem Bedauern manchmal den „avis amical" des Grafen Pourtalès erwähnte, von dem die Lysis des Orientleidens datirt worden ist; er hätte lieber allein, ohne so laute Hilfe, gesiegt). Das Strebensziel des Deutschen Kanzlers mußte sein, die Gesammtstellung der beiden Centralmächte vor Aller Augen zu stärken und in Rechtsgrund und Rüstung des Gegners solche Lückensichtbar werden zu lassen, daß auch ohne die äußerste Kraftprobe dem zur Einkreisung Willigen der Glaube an seine Allmacht oder auch nur gewisse Uebermacht zerbröckelte.

Die Mattheit der ersten Züge soll Vertrauen werben; den Verdacht blinder Befangenheit wegscheuchen. Vielleicht auch die Landsmannschaft sacht erst in die Vorstellung eingewöhnen, daß in gewandelter Zeit eine Orientfrage die Hingabe pommerscher Grenadierknochen fordern und heiligen kann. Der Ausschuß für Einheit und Fortschritt hört: Wir wußten nichts von dem Plan, sind also für die Ausführung nicht verantwortlich; und erhält Lobsprüche in Schwaden (die er leicht verdaut). Der furchtlose Wächter in Kaunitzens Haus: Daß wir nicht früher als Rußland den Plan keimen sahen, uns ihm deshalb nicht vor seiner Reife zu verloben brauchten, danken wir Euch. Alle Staatskanzleien erfahren, schon acht Tage nach der Annexion, daß auch Deutschland den bosnischen Streit nicht vor den Richtstuhl eines Kongresses tragen werde. Und an dem selben dreizehnten Oktobertag bringt der Deutsche Botschafter das Gelöbniß „unerschütterlicher Treue“ von einem zum anderen Kaiser und König. (Dieser Schritt bleibt einstweilen dem Blick Europas verborgen. Warum ihn zu früh plakatiren? Wenn die Gegenpartei sich vorgewagt hat, wirkts um so mehr.) Der russische Minister nimmt aus der Wilhelmstraße fast trop de fleurs, aber nichts Nahrhaftes mit; und hat, durch Guirlanden vertraulich gemacht, das Gefäß seines Grolles vor einem listig bis auf den Grund blickenden Auge ausgeschüttet. Nie eine plumpe Drohung, die dem Bedrohten den Rückzug erschweren müßte. Viele meinen, Deutschland sei nur mit halbem Herzen in Oesterreichs Lager und werde, wenn die Stunde zur Entscheidung ruft, den Wortlaut des Bündnißvertrages noch einmal sorglich unter die Lupe nehmen. Der Kanzler hat ja gesagt: „Bei diesem Spiel müssen wir anderen Mächten die Vorhand lassen.“ Dann, als drüben die Interessen schon auseinandersplittern und ruchbar wird, daß von zwei Großmächten eine nicht mehr ins Feuer will, die zweite noch nicht wieder hinein kann, schlägt dem Ohr eines wachsamen Hirnes die Uhr. Graf Pourtalès giebt Herrn Iswolskij den „freundlichen Rath“, die Thatsache der Annexion anzuerkennen; der Russe schminkt sich schnell um. Und sechs Tage danach verliest der Kanzler im Reichstag Instruktionen aus dem Oktober und warnt vor neuer „Ermuthigung serbischer Aspirationen“. Die Registratur sagt: 1909. Doch der Aktendeckel umspannt nur die duftlose Haut; die Frucht war ein Herbstkind des Vorjahres gewesen.

Mit einem Bahnbauprogramm fing der Handel an; wird er mit einem enden? Uwac-Mitrowitza, Donau-Adria. In dem von Moustier über die wirksamste Behandlung des „kranken Mannes“ befragten Aerztekonzil empfahl Beust, den christlichen Balkanvölkern Autonomie zu gewähren („L'établissement d'un selfgovernment limité par un lien de vassalité“: Albaniens nächste Zukunft); Europa solle die Türkei erhalten, aber auch kontroliren und dem Zarenreich, dem dafür ja das Schwarze Meer geöffnet werden könne, das Vorrecht zum Slavenapostolat entreißen. Der Vorschlag war, für die Zeit, die ihn entband, gar nicht dumm; und der ganze Beust wäre, mit all seinen Mängeln und Flecken, in dem Gewimmel von heute immerhin noch eine stattliche Gestalt. Die Nebel sinken; und Vernunft fängt wieder zu sprechen an. Vielleicht räth sie morgen, einen Stier, ein Schaf und ein Schwein auf dem Altar Oesterreich-Ungarns zu opfern. Nicht, um mit dem Blut Sündenschuld abzuwaschen, sondern zur Weihe ernsthaft erneuten Bekenntnisses zu der Pflicht, die jede Gemeinschaft von ihren Gliedern fordern muß und an deren gehäuften Ertrag, auf seine besondere Weise, Napoleon dachte, als er vor der Habsburgergruft in der Kapuzinerkirche sprach: „Macht! Alles Andere ist eitel.“

„Vanitatum vanitas, — hors la force!“ Graf Schlieffen hätte dem Kondottierewort zugestimmt. Dennoch hat der Gelehrte im Soldatenrock die Botschaft vom Zwang zu deutscher Resignation in die Welt geschickt; und der Kriegsherr hat sie gebilligt und den Männern vorgelesen, die Deutschlands Heer gegen den Feind führen sollen. Trotzdem von einer durch den Wirthschaftkampf bewirkten Nervenerschütterung nichts zu spüren und aus jedem Buch der Geschichte leicht zu lernen war, daß auch in Zeiten härtester Noth das deutsche Volk sich durch Drohung nicht einschüchtern ließ. Und trotzdem wir das Vorrücken der Gegner in die nun uns so lästigen Stellungen stets, von einer zur anderen Etape, mit Freudenfeuer und Preisliedern auf die Herrlichkeit berlinischer Staatskunst begrüßt hatten. Neun Jahre ists her, seit ich, nach dem Abschluß des franko-britischen Vertrages über Egypten und Marokko, hier schrieb: „Wir sind auch jetzt allein stark genug, um als saturirter Staat ruhig fortzuleben. So nannte Bismarck sein Reich, um den Verdacht wegzuscheuchen, das neue Deutschland habe wilde Erobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Und expansive

Politik können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer Zeit der Fusionen und Syndikate. Wir konntens nicht, so lange das franko-russische Bündniß uns hemmte, und werden es künftig noch weniger können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen Trust erweitert werden. Das ist der Zweck des franko-britischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nöthigen. Britanien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei Mächte haben gemeinsam das dringende (politische und wirthschaftliche) Interesse, das Deutsche Reich zu schwächen, und möchten sich deshalb gegen dieses Reich syndiziren." Damals hieß es: „Die Schwarzseher verbannt!" Wir haben zwei großmächtige Verbündete, rings-um nur zärtliche Freunde und freie Wahl unter mancherlei Kombinationen; wer vor der Gefahr der Vereinsamung warnte, wurde einem im dunklen Wald plärrenden Kinde verglichen. Erst im Winter 1908, als Schlieffen unsere Situation schwärzer sah als je irgendein Anderer (und doch nicht verbannt, sondern gekränzt wurde), so schwarz, daß er empfahl, „sich den Zumuthungen zu fügen", hat Fürst Bülow die Gefahr erkannt und contre vent et marée, gegen Marschall und Mächtigere durchgedrückt, was ihm nöthig schien. (Daß dieses Verdienst jetzt dem Saldokonto Kiderlens, der damals nur Werkzeug war, zugeschrieben wird, mag dem Herrn der Villa Malta zeigen, welcher Troß ihn im Norden umwedelte.) Siehts heute um uns nicht viel ärger aus? Mit dem Türkentrumpf ist in Europa kein Stich mehr zu machen; für Englands Orientnimbus Kirkkilisse fast noch nützlicher geworden als einst Trafalgar; die Nothwendigkeit, auf gesonderten Kriegsschauplätzen zu kämpfen, den Centralmächten von härterem Zwang geboten als anno 1909; Oesterreich im Drang zwischen Staaten, die sämmtlich auf seine Kosten wachsen könnten und möchten (Italien: östlich von der Otrantostraße; Serbien: auf bosnischem und albanischem Boden; Rumänien: im Banat, in Transsylvanien und der Bukowina); und in Habsburgs Königreichen und Ländern das dumpfe Gefühl, daß wir zwar der Bündnißpflicht wohl genügt, doch nicht die ganze Kraft für den Entschluß eingesetzt hätten, der auch dem nach zwei unglücklichen Kriegen ein Bischen scheu gewordenen Oesterreicher den Muth gab, die Entstehung eines groß-

slavischen, von Rußland abhängigen Staatsgebildes zu hindern. Müssen wir drum dem Rath Schlieffens gehorchen? Dann wäre eine Sühnungfeier dem Wilhelmsfest vorzuziehen. Der ernste, tüchtige Militärtheoretiker hatte an dem düsteren Tag aber, da er Nachgiebigkeit empfahl, vergessen, daß Deutschlands Volk nutzlose Händel meiden, doch nothwendigem Krieg nie ausbiegen will.

Theobalds Park.

Indem ich dieses Titelwort niederschreibe, denke ich nicht an Cheshunt und den Landsitz Williams Cecil, sondern an die Gehilfenschaft des allen Burleighs höchst unähnlichen Kanzlers im Deutschen Reich. Herr von Bethmann, dem für Diners und Beerdigungen, Jagden und Hofspektakel noch in den Tagen nahen Erdbebens Muße bleibt, also nicht nur das Olympierbewußtsein zu neiden ist, hat auf dem stuttgarter Pragfriedhof eine peinvolle Stunde erlebt. Von der Lippe des Oberhofpredigers, der an Kiderlens Gruft sprach, vernahm der als Dragoner Gekleidete, Deutschlands ruhige Zuversicht auf ein glückliches Jahr sei dem Umstand zu danken gewesen, „daß der Kaiser die Steuerung des Staatsschiffes in die starken Hände eines so erfahrenen und scharfsichtigen Steuermannes gelegt habe, wie es der Verstorbene war.“ Am offenen Grab, im Talar, Urtheile über den Ertrag der Politik von gestern zu fällen und deren Gegnern über den Mund zu fahren, gehört nicht zu den Vorrechten des Geistlichen; zu den Pflichten, die Persönlichkeit des Einzusegnenden richtig erkennen zu lernen, also nicht in den Irrthum der Behauptung abzugleiten, ein Mann, der sich längere Ferien gemacht hat als vor ihm Einer auf seinem Platz und der selbst zu sagen pflegte, daß er sich mit Alkohol und Nikotin munter den Lebensbankerot bereite, habe „dem Vaterland Alles, auch seine Gesundheit, geopfert“. Wie aber mag Herrn von Bethmann ums Herz geworden sein, als die Steuermannsmär sein Ohr traf? Er ist Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes; doch fürs Internationale allein verantwortlich. Allein zur „Steuerung“ berufen; gerade im Auswärtigen Amt ist der Staatssekretär nur der Erste in der Reihe der Vortragenden Räthe. Heer und Marine, Verwaltung und Justiz, Finanz- und Sozialpolitik überwacht der Kanzler mit der Befugniß des Generaldirektors; das Auswärtige ist sein Ressort. (Sein einziges, seit vom preußischen Ministerpräsidium nur noch die Fassade steht und

Fritzens Staat jede große Aufgabe fürchtet wie ein verbrühter Topfgucker den Suppendampf.) Kann er hier nichts vollbringen, dann ist er untauglich für seinen Posten. Zweiundvierzig Monate hat Herr von Bethmann im Amt verfessen: und muß nun in hundert Zeitungen lesen und auf dem Friedhof, vor Bundesrathsmitgliedern, hören, der Reichssteuermann sei gestorben. Vielleicht beschlich ihn in dieser Stunde der Gedanke, die Nachfolge Kiderlens einem Mann anzutragen, der im Konsulardienst, zwischen Janina und Yokohama, recht brauchbar wäre, schon auf den Platz des Unterstaatssekretärs (den die Konkurrenzfirma den Hardinge und Nicolson vorbehält) aber nicht paßt und dem, auch nach neuer Erhöhung, nie eigenwilliges Steuerkommando zugetraut würde. Daraus ist nichts geworden. Herr Gottlieb von Jagow ward gekürt. (Theobald und Gottlieb: wie liebliches Kirchengeläute klingts, nicht wie Schwertgeklirr und Wogenprall.) Kaum mehr als sechzehn Jahre im Reichsdienst; davon fast dreizehn in Rom. Flinker läßt sich das Rennen nicht machen. Bülow selbst, dems an Beförderung doch niemals gefehlt hat, mußte dreiundzwanzig Jahre lang, in Wien, Petersburg, Athen, Paris, Bukarest, Rom, den Kursus durchschmarutzen, ehe er auf den höchsten Stuhl des Auswärtigen Amtes kam; und sein Kanzler durfte von sich sprechen: „Nourri dans le sérail, j'en connais les détours." Die Vorstellung, einem fürs internationale Geschäft ganz und gar Unbegabten, der weder die Geschichte noch das Personal der Diplomatie kennt, Gehilfe sein zu sollen, mag die nach Harmonien sehnsüchtige Seele des Herrn von Jagow noch mehr geschreckt haben als seinen schwächlichen Leib der rauhe Nordlandswinter. Einerlei: er kommt; und sei, da die Wahl auf drei Schlimmere fallen konnte, willkommen. Der Kanzler? Keiner denkt an ihn. Der selbe Wanstathem, der eben noch den schwäbischen Unheilsstifter wie einen Heros besang, jodelt nun dem Römmling Schmeichellieder. Speiet; vergesset aber nicht, daß jedem in dieses Amt Gesetzten jetzt schwer Erträgliches zugemuthet wird: einem nicht Sachverständigen untergeben zu sein.

Fühlt er sich untergeben und macht sich nicht, wie Kiderlen, einen Spaß daraus, den Ahnungslosen je nach der Laune hin und her zu schieben, dann muß seines ersten Vortrages Ziel sein, den Blick des Vorgesetzten endlich zu klären. „Wer Politik treiben will, hat zunächst die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen; darf auch ungewöhnliche, dem Pedanten

drum widrige Mittel, wenn die Stunde sie heischt, nicht meiden. Was ist nothwendig? Erstens: daß wir ohne sichtbaren Verlust aus dem Orienthandel heimkehren. Eure Excellenz täuscht sich gewiß nicht über die Thatsache, daß die günstigste aller Konjunkturen verpaßt worden ist. Rußland nicht fertig, Frankreich von Gläubigersorge gehemmt und noch ohne zuverlässiges Pulver, Oesterreich für die eigene Sache erhitzt und Italien durch den Adriakonflikt von den slavischen Brüdern für eine Weile geschieden: da war mit unserer Macht Großes zu erlangen. Vorbei. Der bisher schlechte Abschluß kam aus dem Irrwahn, daß mit aller deutschen Kraft der Friede geschützt werden müsse. Der war aber nie ernstlich bedroht: denn alle anderen Mächte hatten, rebus sic stantibus, den vom Interesse eingeflüsterten Wunsch, ihn zu erhalten, und fürchteten, daß wir, Deutschland und Oesterreich, ihn stören würden. Wir brauchten weder zu schwitzen noch das Spiel der Gegenpartei zu erleichtern. Der Glaube, unser östlicher Nachrichtendienst sei unzulänglich gewesen, ist nicht so schädlich wie der, unsere Centrale habe ihre Kenntniß verborgen. Wer sich nachsagt, er habe im Herbst oder schon im Sommer gar den Krieg und den Sieg der Balkanvölker vorausgesehen, zeiht sich selbst des ärgsten Vergehens: denn die Aussprache solcher Wissenschaft hätte der Politik und der Finanz beider Kaiserreiche einen unüberschätzbaren Dienst geleistet. Wir sind aufs falsche Gleis gekommen, dem Orient-Expreß der Triple-Entente angekuppelt worden und können jetzt nur versuchen, auf dieser Fahrt irgendwas Nützliches in unseren Güterwagen zu lagern. Mein Vorgänger, dessen Stärke die Finte war, hats erkannt und deshalb die Losung ausgegeben, wir seien mit England intim geworden. Ich würde nicht empfehlen, noch einmal auf diese Taste zu drücken. Wenn ich Einem, der mir gestern noch Aergerniß war, geholfen habe, überlasse ich lieber ihm, öffentlich zu sagen, daß er mit mir intim ist, und setze mich nicht der Gefahr aus, daß er, wie uns im Dezember geschah, die Anbiederung stumm und kalt hinnimmt. Ist aber morgen, während die von dem Albdruck des deutsch-türkischen Bundes befreiten Briten ihr egyptisches Geschäft in Ordnung bringen, Greifbares über den Aermelkanal zu holen: optime. Diese Frist darf uns nicht wieder verstreichen. Auch die asiatische Türkei nicht, wie die europäische, zur Fata Morgana werden. Zweite Nothwendigkeit: in Südosteuropa leidlich haltbare Zustände zu schaffen, ohne daß uns die (daran nicht interessirten) Gegner

zu hindern vermögen. Unseren wiener Freunden müssen wir, da sie sich nicht zur rechten Zeit assekurirt haben, rathen, in der albanischen Sache nicht ängstlich zu knickern und besonders für Montenegro zu sorgen: bringt Nikita aus dem Krieg nichts Beträchtliches in die Schwarzen Berge, dann kann er oder spätestens sein Danilo einpacken, die Serben beider Königreiche vereinigen sich und drücken mit ihrem Machtgewicht auf alle Serben, Kroaten, Slowenen in Oesterreich und Ungarn. Uebermorgen ist auch noch ein Tag; ist der Hetzlärm verhallt und merkt das Habsburgerreich, daß es weder Landgewinn noch irgendwelchen Ersatz seiner ungeheuren Mobilisirungskosten eingeheimst hat, dann wird die Freude an dem ertraglosen Bündniß wohl nicht in Hochsommerpracht aufblühen. Deshalb müssen wir trachten, daß es mit allen Ehren und einigen Vortheilsmöglichkeiten aus dem Zwist hervorgehe. Ein Oesterreicher, der in London so nach Profitgelegenheit herumschnupperte wie jetzt der Rumäne (dem ja nur Kinder zutrauen, er sei von der Donau bis an die Themse gereist, um mit den Bulgaren zu verhandeln): dieses Schauspiel wollen wir doch nicht abwarten. Eben so wenig darauf bauen, daß die Langohrenheerde, die des Reiches Orientpolitik mit dem Sekret ihrer Wonnedrüsen bekleckert, nicht bald aussterben wird. Unser Ehrgeiz muß höher langen als bis auf den Kreuzberggipfel des Wunsches, nach Monaten bitterer Geldverluste dem verehrlichen Publico sagen zu können: ‚Gut is gangen, nichts is g'schehn!' So Bescheidenen würde am Ende geantwortet, daß dieses Ziel auch ohne den Jahresaufwand von anderthalb Milliarden zu erreichen war. Der Kram kann nur ein Plus oder ein Minus bringen: und ein Minus ist schon zu buchen, wenn wir nichts dem Britengewinn halbwegs Gleichwerthiges in unsere Bilanz stellen können. Eure Excellenz ist ja sicher auch nicht entzückt von dem Reiz einer Lage, die Europa am londoner Leitseil, uns im Nachtrab aller Kollektivnoten sehen läßt und vielleicht noch nöthigt, durch die Unterzeichnung eines Garantiescheines für Konstantinopel den Khalifen fest an Englands Willen zu binden. Wir werden uns nicht wieder in solchen Engpaß verirren, wenn wir, statt als Nachtwächter dem Bürgerherzen die Wahrung von Feuer und Licht einzuschärfen und bei jedem Waffengeräusch zu schlottern, als Vertreter einer sehr starken Firma uns erinnern, daß in der Zeit einer Wirrniß, aus der sich Neues gebären will, die besten Geschäfte zu machen sind."

1912.

Mit großen Erwartungen beladen, segelte das Schiff in die unbekannten Gewässer des Jahres 1912; die Rückfracht aber, die es zu neuer Fahrt aufnahm, besteht aus einer Ladung Sorgen. Die Kriegsgefahr stammt freilich nicht von vorgestern; sie lebt seit der österreichischen Annexion Bosniens und der Herzegowina im Jahr 1909, wuchs nach dem Tag von Agadir und beschattete die zweite Hälfte des Jahres 1912. Die letzten Ausläufer des marokkanischen Abenteuers reichten ins Schaltjahr hinein; und der Krieg zwischen Italien und der Türkei um Tripolis und die Kyrenaika hatte im Herbst 1911 begonnen. Die Erörterung der deutsch-englischen Gefühle wollte nicht enden. Seit den berüchtigten Märzreden des Jahres 1911 schienen die Dinge auf Spitze und Knopf zu stehen. Dreadnought war die Losung. Dann kam der Kriegsminister Lord Haldane mit dem Oelzweig: und Alles schwamm in eitel Wonne. Die peacemaker hatten Oberwasser. Nie sei Britania den deutschen Brüdern gram gewesen und nichts natürlicher als der deutsch-englische Bruderbund. So gings, seit Februar, bis zu der Schlußapotheose: der Verkündung von Englands Intimität mit dem Deutschen Reich. Diese politischen Plänkeleien waren nur Vorpostengefechte. Die Schlacht begann, als am achten Oktober Nikitas Jüngster den ersten Kanonenschuß gegen die türkische Grenzwacht abgefeuert hatte; den ersten Salut für den Balkanbund, der im Verborgenen gezeugt und mit Getöse geboren war. Am achtzehnten Oktober war der Kampf auf allen Seiten entbrannt; in Ouchy war am Tag zuvor der Tripoliskrieg beendet worden. Italien erlangte die Souverainetät über Tripolis und Kyrene für einen Preis von 500 Millionen Lire; dazu kam die Summe, die als Entschädigung an die Türkei zu zahlen ist. Was der Krieg um Osmans Erbe die Welt bis zum Jahresschluß gekostet hat, ist in einer Zahl schwer auszudrücken; schon die Verluste an den Effektenbörsen gehen in die Milliarden. Die Balkanländer, mit Ausnahme der Türkei, halfen sich mit Moratorien. Zu den Geschäftszweigen, die schwer getroffen wurden, gehört der Getreidehandel. In Rumänien häufen sich Riesenstapel von Weizen, die weder verkauft noch verschifft werden können. Was in Braila, Galatz, Konstanza lagert, wird im Werth auf 100 Millionen geschätzt; und das ganze in Getreide steckende Kapital bleibt kaum hinter einer halben Milliarde zurück. Die Unterbindung der Verkehrsadern hat den Handel mit dem Ausland gelähmt. Die Waaren sind totes Kapital; und der Kredit zieht sich ängstlich von den Stätten der Verwesung zurück. So sieht es auf dem Balkan aus; und Oesterreich-Ungarn, der Grenznachbar, hat sein gerüttelt Maß an Verlust bekommen. Durch Insolvenzen, namentlich in der Textilindustrie, durch Entziehung des Kredits und leichtfertige Einstellung der Zahlungen (der Krieg bot einen guten Vorwand) und durch die nervöse Angst vor einem blutigen Austrag des serbischen Handels wurden ungeheure Werthe vernichtet.

Mars brachte den Tod; Hermes das Leben. Der Weltwirthschaft war ein neuer Aufschwung beschieden. Die Ernten, die 1911 unter dem Sonnenbrand gelitten hatten, werden im letzten Jahr einen viel reicheren Segen hinterlassen und der Kaufkraft aufhelfen. Die Ernte im Deutschen Reich hat an Körnerfrüchten einen Ertrag von rund 28 Millionen Tonnen (gegen 27¾ im besten Erntejahr 1909 und 25¾ im Jahr 1910). Auch die Kartoffelernte gab mit 50 Millionen Tonnen (gegen 34) ein ungewöhnlich günstiges Resultat. Das Gesammtergebniß der Weizenernte in den wichtigsten Ländern der Erde wird auf rund 88 (82), das der Roggenernte auf 42 (34), das der Haferernte auf 59 (49) Millionen Tonnen geschätzt. Rußland hat mit Roggen und Hafer, Nordamerika mit Mais den höchsten Ertrag. Die europäische Zuckerernte aber, der 1911 ein Leidensjahr war, wird, wie es scheint, das Rekordquantum von 84 Millionen Doppelcentner (69) bringen. Für die Gestaltung der Zahlungbilanz mit dem Ausland ist die Ernte von größter Bedeutung. Der Mißwachs des Jahres 1911 schädigte Deutschlands Vermögen um 800 Millionen. Der internationale Waarenaustausch zeigt die Länder im vollen Besitz ihrer wirthschaftlichen Leistungfähigkeit. Den ersten Platz behauptet die historische Weltmacht Englands mit einem Umsatz im Außenhandel von 22345 Millionen Mark im Werth (für die ersten elf Monate des Jahres) gegen 20220 Millionen im Vorjahr. Dann kommen Deutschland mit 17430 Millionen (16108) in elf Monaten und die Vereinigten Staaten mit 14221 Millionen (12310) in zehn Monaten. Den größten Fortschritt hat Nordamerika gemacht; der Ueberschuß der Ausfuhr über den Import blieb aber nicht ganz auf der Höhe des vorletzten Jahres. Oesterreich-Ungarn hat, trotz den üblen Erfahrungen mit dem Balkan, die Industrialisirung weiter geführt: die Einfuhr betrug (Januar bis November) 3157, die Ausfuhr 2387 Millionen Kronen. Die Passivität der Handelsbilanz hatte also die Summe von 769 Millionen erreicht (gegen 654 im Vorjahr). Wie nach den Verlusten der letzten Monate der Jahressaldo aussehen wird, ist noch nicht zu sagen. Für den Handel des Zarenreiches gab die Statistik nur über den Zeitraum von acht Monaten Auskunft. Der Gesammtwerth stellte sich auf 1512 (1628) und der Ueberschuß auf 162 (271) Millionen Rubel. Das Resultat ist schlechter als das Ergebniß von 1911; aber die Industrie kann die Fülle der Aufträge nicht bewältigen. Der Umsatz im Inland war eben so lebhaft wie der internationale Waarenverkehr: die deutschen Eisenbahnen haben gewaltige Gütermengen vom Platz bewegt und in ihrem Schienennetz viel Geld eingefangen. Die Rente der Eisenbahnen ist ein sicherer Faktor für die Bewerthung der Konjunktur. Die Einnahmen aus dem Gütertransport betrugen (Januar bis November) auf allen deutschen Linien 1987 (1793) Millionen Mark. Das ist eine prozentuale Zunahme von 8 gegen 7,9 und 8,6 in den Vorjahren.

Für die Schiffahrt war 1912 ein Jahr großer Erfolge, in dessen Lichtkreis das Ende der Titanic nur einen flüchtigen Schatten warf. Auf

den Werften dröhnen die Hämmer in einer Symphonie ruheloser Arbeit. Das Frachtengeschäft ist so lebhaft, daß stets über Mangel an Schiffraum geklagt wird. Auf englischen Werften waren am dreißigsten September 1912 1,85 Millionen Registertons im Bau (400000 mehr als 1911); in Deutschland lagen 100 neue Frachtdampfer mit 468000 Tonnen auf Stapel. Großbritanien und das Deutsche Reich marschirten im Schiffbau allen anderen Ländern weit voran. Die HAL gab 150000 Tonnen in Auftrag; der Norddeutsche Lloyd 80000; die Hamburg-Südamerikanische 70000 Tonnen. Das Steigen der Frachtsätze, die reiche Frucht des Betriebskapitals und die Zuversicht in die Geschäftskonjunktur der überseeischen Länder schienen ausreichende Chancen für die Vermehrung des Schiffsraumes. Und das Kapital sah kein Risiko in neuen Verbindungen mit dem Rhedereibetrieb. Von Januar bis November wurden 60 Millionen der Schiffahrt zugeführt. Die HAL wuchs mit ihrem Aktienkapital auf 150 Millionen; die Hamburg-Südamerikanische erhöhte ihr Kapital (um 10) auf 25, die Deutsch-Australische (um 4) auf 20 Millionen. Der Norddeutsche Lloyd bestritt, daß er Geld brauche; was man aus der Semestralsitzung des Aufsichtrathes erfuhr, klang so günstig, daß die Lloyd-Aktie Ende September einen Kurs sah, der seit 1906, als 8½ Prozent Dividende gegeben wurden, nicht mehr erlebt worden war. Die schlimmen Jahre 1908/1910 sind überwunden. Amerika zog neue Arbeiter hinüber, so daß die Auswanderung zunahm. Ueber Hamburg und Bremen wurden in den ersten elf Monaten 284213 Personen befördert. Die Ziffer übertraf das Ergebniß des Vorjahres um 100000, das von 1910 um 24000 Köpfe.

So sorgten die Vereinigten Staaten für die deutschen Rheder, obwohl sie nur langsam auf der Konjunkturbahn in die Höhe gekommen waren. Daß man von der amerikanischen Wirthschaft und der newyorker Börse 1912 nicht so oft sprach wie in früheren Jahren, bezeichnet das Maß der Aktivität im Geschäftsleben der Union. Im November waren Sitze an der Stock Exchange in New York für 58000 Dollars zu haben, während 1911 der einzelne Platz noch mit 65000 bis 73000 Dollars bezahlt werden mußte. Die Umsätze waren im Allgemeinen nicht sehr groß; aber die Kurse kletterten in die Höhe und blieben von den europäischen Oktoberstürzen unberührt. Erst im Dezember geriethen sie ins Wanken, nachdem das Urtheil gegen den Trust der Harrimanbahnen (Union-Pacific, Southern-Pacific) veröffentlicht worden war. Seit der Zertrümmerung der Northern-Securities Company wegen Verletzung der Shermanbill (1904) war in Eisenbahnsachen keine Entscheidung von ähnlicher Tragweite erfolgt. Denn die „Tarifreform" durch die Zwischenstaatliche Handelskommission ließ die bestehenden Systeme unberührt. Die Börse verfiel einem stillen Gram, der den Kursen einen guten Theil ihres Agios raubte. Und Thomas W. Lawson, der berühmte bostoner Tiefspieler, sorgte für ausgiebige Escomptirung der düsteren Stimmung. Nicht allen Aktionären ging es so gut wie den Leuten vom Oeltrust. Die Shares der Standard Oil

trieben ihren Kurs in Jahresfrist um 500 Prozent in die Höhe. Das amtliche Todesurtheil bekam ihnen prächtig. Auch den Dividenden hat es nicht geschadet. Mutter und Töchter gaben 52 Prozent. Ein Maximum. Die Trusts und die Wirthschaft harren der Dinge, die unter Woodys Regirung kommen werden. Die geschäftliche Konjunktur war mäßig bis ins dritte Quartal. Dann traten die Spuren der Regsamkeit deutlicher hervor. Der Stahltrust, der noch immer Prozeßgegenstand ist, schloß sein drittes Vierteljahr mit einem kräftig gebesserten Reingewinn (30 Millionen Dollars gegen 25 im zweiten Quartal 1912 und 29½ im dritten Quartal 1911). Der Auftragbestand war Ende November mit 7,84 Millionen Tonnen um 3¾ größer als im Vorjahr. Das Geschäftsjahr 1911/12 war für die Eisenbahnen nicht glorreich. Die Nettoeinnahmen blieben mit 903 Millionen Dollars um 16 hinter dem Vorjahrsergebniß zurück. Aber schon im ersten Vierteljahr (Juli bis September 1912) gab es ein Plus von 21 Millionen. Der Geldbedarf der Bahnen ist sehr groß, da im vorigen Jahr nur ein geringer Theil der nothwendigen Betriebsverbesserungen erledigt wurde. Bei den Neuemissionen, die bis Ende September 2½ Milliarden Dollars (1,7) betrugen, waren Eisenbahnpapiere in der Minderzahl. Durch den Tod des Eisenbahnmagnaten John Hawley wurde die Zahl der „Prominenten" abermals verringert. Die Baumwollernte, einer der wichtigsten Faktoren für den amerikanischen Reichthum, wird nach den amtlichen Schätzungen geringer ausfallen als im Vorjahr. Die Taxe sagt: 13,82 Millionen Ballen (von 500 Pfund) gegen 15,55 Millionen im Vorjahr. Der Baumwollpreis erhöhte sich von 47 auf 68 Pfennige für das Pfund Middling in Bremen. Da die Wirthschaft nicht sehr intensiv arbeitete, hatte sie keinen so großen Geldverbrauch wie in der Hochkonjunktur und die Zinsensätze stiegen erst in der letzten Zeit.

Dem internationalen Geldmarkt wäre eine Konkurrenz Amerikas nicht gut bekommen. Der Krieg brachte ihm Schwierigkeiten, die durch amerikanischen Bedarf noch vergrößert worden wären. Nun aber freute man sich amerikanischer Guthaben. Die großen Notenbanken hatten gegen den Andrang inländischer Wechsel und die Gefährdung der Valuta durch Goldexporte für internationale Zahlungen anzukämpfen. Die Bedrängniß trat erst ein, als sich das Kriegsgespenst häuslich eingerichtet hatte. Die deutsche Reichsbank konnte noch im Juni, vor Abschluß des Semesters, ihren Wechselzinsfuß ermäßigen. Sie hat den Diskontsatz dreimal geändert: im Juni von 5 auf 4½, im Oktober von 4½ auf 5, im November von 5 auf 6 Prozent. So wird sie zu einem Durchschnitt kommen, der nicht weit hinter 5 Prozent bleibt (4,39). Die Bank von England war im Sommer mit 3 Prozent ausgekommen; seit dem siebenzehnten Oktober hat sie einen Satz von 5 Prozent. Ein Symptom für die Beengtheit der Geldpolitik war die Diskonterhöhung in Frankreich. Das französische Institut hat nur sehr selten den Wechselzinsfuß über 3½ Prozent gesteigert. Am ersten November mußte es auf 4 Prozent gehen. Eine Politik regster Wachsamkeit

war der Oesterreichisch-Ungarischen Bank, dem fast bis an den Balkan vorgeschobenen Posten, aufgezwungen. 6 Prozent Banksatz sind in der habsburgischen Monarchie eine Seltenheit. Aber das Noteninstitut mußte einer Ueberfülle von Wechselangebot und einer Schwächung der österreichischen Valuta im Ausland vorbeugen. Die letzte Diskonterhöhung war so dringend, daß sie nicht vom Generalrath (auf dessen Versammlung man nicht warten konnte), sondern von dem aus fünf Mitgliedern bestehenden Exekutivkomitee angeordnet wurde. Auch die russische Staatsbank setzte, mit Rücksicht auf den Kurs der Valuta im Ausland, den Diskont auf 6 Prozent. Den höchsten Wechselzinsfuß hatte die Sächsische Bank in Dresden: seit dem achtzehnten November 6½ Prozent; daran ist die im grünweißen Grenzbezirk üppig blühende Industrie schuld. Daß unsere Reichsbank auf der Wacht ist, hat sie gezeigt. Präsident Havenstein sorgte durch Reden und Thaten für Respekt vor der höchsten Instanz. Das Thema Barreserven wurde bei jeder Gelegenheit erörtert. Das machte nervös; und man hatte das Gefühl, des Guten sei zu viel geschehen. Der dreißigste Juni brachte eine Verschlechterung des Status um 690 Millionen (633); März und September waren besser als im Vorjahr; am dreißigsten November war die Bilanz um 327 Millionen (173) verschlechtert. In der Notensteuer war die Bank zwanzigmal. Das ist viel, wenn man die erhöhten steuerfreien Kontingente und die Vertheuerung des Lombardzinsfußes zu den Quartalswechseln dagegen hält. Die privaten Geldsätze entsprachen der unbequemen Lage. Seit Mitte November galt die neu eingeführte Doppelnotirung für Privatdiskonten. Der Satz ging nicht mehr unter 5½ Prozent und blieb schließlich auf 6 Prozent. Tägliches Geld wurde in der selben Zeit theuer. Die Preise für Ultimogeld kletterten rasch in die Höhe. Während der Oktoberultimo noch zu 4⅞ bis 4¾ erledigt werden konnte, brachte der November 6½, der Dezember 8¾ Prozent.

Die Banken sind über die Geldvertheuerung nicht böse. Was verschlägt es ihnen, am Jahresende 4 Prozent für täglich kündbares Geld zu zahlen, wenn sie von ihren Debitoren 8 Prozent und mehr fordern können? Das Jahr wäre lückenlos gut gewesen, wenn die Kreditbeschränkungen und der Krieg nicht gestört hätten. Da gab es an Außenständen und Effekten Verluste, die an den inneren Reserven zehren. Die Zahl der Konkurse im Deutschen Reich war größer als im Vorjahr: 8444 gegen 7922; und die Insolvenzen von Privatbankfirmen häuften sich in erschreckender Weise. Aber das Schlußergebniß wird nicht schlecht sein; und die Dividenden werden zum größten Theil die Vorjahrsquoten wiederbringen. Bis zum dreißigsten September bot das Verhalten der Börse gute Gelegenheit zur Abwickelung von Effekten- und Konsortialgeschäften (die Summe der Emissionen im ersten Halbjahr betrug 2080 Millionen nach dem Kurs, gegen 1780 im Vorjahr), die erst nach dem Kurssturz schlechter aussahen. Die Interventionkäufe der Banken hielten sich in bescheidenen Grenzen. Das Gebot der Liquidität gab einen starken Grund zur Zurückhaltung. So wurden

die Portefeuilles nicht zu sehr belastet. Was an den eigenen Beständen verloren war, wurde wohl zum Theil durch niedrigen Einsatz ausgeglichen. Zinsen und Provisionen waren bei hohem Durchschnittszins und großen Umsätzen an der Börse (bis Ende November brachte der Schlußscheinstempel 24,34 Millionen gegen 22,79) gefundenes Geld. Im Bereich der Großbanken machte die Deutsche Bank oft von sich reden: Boswau & Knauer, Berliner Terrain und Bau, Hohenlohewerke, Bergmann. Kein Ruhmeskranz. Herrn von Gwinners demosthenische Beredsamkeit kam nicht zur Ruhe. Deutsche Bank und Bergisch-Märkische opferten 12 Millionen und 1½ Prozent Dividende (die Bergbank zahlte 7 gegen 8½). Beim Schaaffhausenschen Bankverein muß die Betheiligung an Bau- und Grundstückfirmen wahrscheinlich mit einem Dividendenopfer bezahlt werden. Man rechnet auf 6 gegen 7½. Die Insolvenz des Baugeschäftes Kurt Berndt; auch manche andere Beziehung zum Terraingeschäft hat versagt. Die Bodenkrisis ist manchem Bankenengagement verhängnißvoll geworden. Zwischen der Bankfirma Samuel Zielenziger in Berlin, die ein Moratorium bis zum ersten Juli 1913 erbat, und einzelnen Großbanken bestand ein durch Grundstückaktien gedecktes Lombardverhältniß. Schließlich waren die Papiere, deren Kurs künstlich gehalten worden war, so entwerthet, daß die Banken um ihre Garantie besorgt sein mußten. In der Provinz gab es viele Konkurse von kleinen Bankfirmen (Schlesien war besonders heimgesucht), die mit Bau- oder Getreidegeschäften gearbeitet oder sich in Effektenspekulationen übernommen hatten. Der Konkurs der Getreideimportfirmen Heinrich Straeter und J. W. Vedder in Duisburg war ein Millionenobjekt. In Berlin brachte der Zusammenbruch der Baufirma Mosler & Wersche eine Sensation. Auch da reichten die Beziehungen tief in den Bankenbereich hinein. In Hannover gerieth die Bahnindustrie-Aktiengesellschaft in Schwierigkeiten; die Kredite, die das Unternehmen bei Aktienbanken und Privatfirmen gefunden hatte, gingen in jedem einzelnen Fall in die Hunderttausende. Die Betroffenen erklären natürlich, die Deckung reiche ihnen weit über die Füße. Wenn aber der Schade besehen wird, zeigt sich nicht selten, daß allerlei Glieder ungedeckt blieben. Daß dem Privatbankier das Leben nicht leicht gemacht ist, zeigt die Strecke des Jahres 1912. Zwanzig Tote. Aber der Deutsche Bankiertag in München hat dem Bankier die volle Daseinsberechtigung attestirt. Wenige Firmen wurden durch Großbanken erlöst: die Süddeutsche Diskontogesellschaft übernahm das wormser Bankgeschäft Rischmann; die Mitteldeutsche Kreditbank das wiesbadener Bankhaus Paul Strasburger. Dafür wuchs in der Provinz eine neue Hundertmillionenbank auf: die zum Concern der Diskontogesellschaft gehörende Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig, die ihr Kapital von 90 auf 110 Millionen erhöhte. Und im Bezirk der Deutschen Bank bereitet sich eine ähnliche Errungenschaft vor: die Essener Kreditanstalt geht mit dem Essener Bankverein zusammen. Beide Institute standen durch die Person des Geheimen Kommerzien-

raths Klönne in Verbindung mit der Deutschen Bank. Beide sind schnell gewachsen: die Kreditanstalt auf 72, der Bankverein auf 30 Millionen Mark Aktienkapital. Beim Bankverein hatte der Bergkönig Karl Funke die Uebermacht; und er wollte nicht abhängig sein. Nun ist sein Wille tot und die Fusion möglich. Die Aktionäre des Bankvereins müssen einen Dividendenrückgang (zuletzt 7 Prozent) fürchten. Das wird den Aktientausch erleichtern. Der Aufwand von Kapital für neue Bankaktien war nicht sehr beträchtlich. Erhöhungen beschlossen: der zur Deutschen Bank gehörige Schlesische Bankverein von 40 auf 50, die zum selben Concern gehörende Hannoversche Bank (einer der Kreditoren der erwähnten Bahnindustriegesellschaft) von 30 auf 36, die Brasilianische Bank für Deutschland von 10 auf 15, der Magdeburger Bankverein von 15 auf 17½, die Ostbank für Handel und Gewerbe von 23 auf 27, die Bayerische Handelsbank von 35,6 auf 44,5, die Württembergische Vereinsbank von 30 auf 40 Millionen. Die Rostocker Bank gab für 1 Million Mark fünfprozentige Vorzugsaktien aus. Ein Unikum bei Kreditbanken und im erwähnten Fall durch die Nothwendigkeit einer Sanirung bedingt. Die Dresdener Bank kam, durch die Beziehungen zur Aktiengesellschaft Speyr & Co. in Basel, in Verbindung mit dem Schweizerischen Bankverein; und die Darmstädter Bank führte eine neue russische Bankaktie (Azow-Don) in den Ultimohandel ein.

Der Rentenmarkt hat die Hohe Finanz weniger durch neue Geschäfte als durch Abschreibungen in Anspruch genommen. Unter den großen Emissionen des Jahres stand das Duo Reich-Preußen an der Spitze. 1911 war zum ersten Mal ohne das Auftreten dieser Großen im Emissiongeschäft vorübergegangen. 1912 brachte 80 Millionen vierprozentiger Reichsanleihe und 420 Millionen preußischer Konsols. Auf diese 500 Millionen wurden 553 gezeichnet. Tempi passati. Am Jahresschluß sind beide Papiere um 1½ Prozent billiger zu haben als am Zeichnungtag. Am ersten Juli wurden von 420 Millionen Schatzanweisungen des Reiches und Preußens 60 zurückgezahlt und 360 prolongirt. Damals gab es noch keine Kriegsfurcht; und Jeder griff gern zu. Auch die Schatzscheine sind billig geworden (99½). Bayern hatte großen Bedarf: 50 Millionen vierprozentiger Anleihe wurden begeben und 122 Millionen angekündet. Im März gingen 6 Millionen bayerischer Schatzscheine nach Amerika. Das Reich und Preußen waren mit bösem Beispiel vorangegangen. Und der österreichische Finanzminister gab 125 Millionen Kronen 4½prozentiger Schatzwechsel zu 97 Prozent an die National City Bank und die Firma Kuhn, Loeb & Co. in New York. Die Tratten geben 6½ Prozent (bei anderthalb- bis zweijähriger Laufzeit) und lauten auf Dollars, damit sie nicht vor der Zeit nach Haus kommen. Der ungarische Kollege machte für den selben Nominalbetrag das Rothschildkonsortium in Oesterreich und Deutschland mobil. Beide Transaktionen waren Kinder der Noth. Westaustralien hat es besser: es konnte eine vierprozentige Anleihe zu 99½ in London anbringen. Und in Frankreich waren die ersten vierprozentigen Emissionen große

Erfolge: eine Eisenbahnanleihe von 300 Millionen Francs wurde dreißigmal überzeichnet, eine pariser Stadtanleihe von 200 Millionen siebenzigmal. Den Gipfel erstiegen die Russen mit 80 Millionen Mark 4½prozentiger Wladikawkasbahn-Anleihe, die Ende April in Deutschland aufgelegt und enorm überzeichnet wurde. Die Stadt Berlin bekam die Genehmigung zu einer Anleihe von 262 Millionen. Der neuen chinesischen Republik ging es nicht gut. Die Mandschurei, Mongolei, Yünnan, Tibet: Alles zum Teufel. Ein Fetzen nach dem anderen. Dem Staatsgläubiger bleibt schließlich nur ein Torso. Yuanshikai ist bescheiden geworden. Er ist zufrieden, wenn sechs und noch mehr Nationen eine Anleihe von 25 Millionen £ übernehmen. Einst waren es 60 Millionen; aber Summe und Bedingungen verletzten das republikanische Zartgefühl und man gab dem Sechsmächtesyndikat einen Refus. Das Bankhaus Birch Crisp in London sprang ein. Schlußakt: Fiasko. Nachspiel: Versöhnung mit den Sechs; sonst bringt 1913 den Staatsbankerot. Die siegreichen Italiener schlossen einen Vorvertrag mit Rothschild über 600 Millionen Lire. Der definitive Abschluß wird wohl später erfolgen; aber das Geschäft erinnerte an die stolzesten Tage des Hauses Rothschild, das 1912 eine Säkularfeier hatte. Wenn der londoner Nathan erlebt hätte, daß englische Konsols auf 73 standen! Das war die niedrigste Stufe im Jahr 1912. Am Ende waren sie wieder auf 75,37. Nur die dreiprozentige Deutsche Reichsanleihe sank unaufhaltsam. Einst glaubte man, 77,30 sei der niedrigste Pegelstand; aber es ging noch tiefer: auf 77,00. Der französischen Dreiprozentigen ist es schon schlechter ergangen als 1912; am Jahresende war ihr Kurs 89,32. Die Rentabilität der Staatspapiere hat sich erhöht; Folge der Entwerthung. Papiere, die weniger als 3½ Prozent Zinsen bringen, giebt es nicht mehr; und die Zahl der unter 4 Prozent bietenden ist sehr klein. Die Ursachen des Kursrückganges sind bekannt: äußerste Ausnutzung des gewerblichen Betriebskapitals bei reichem Ertrag und Erhöhung des industriellen Zinses.

Das Wirthschaftkapital zeigte eine üppige Fruchtbarkeit. Soll man traurig darüber sein? Die Theuerung, die sich in Permanenz erklärt hat, gebietet Ausnutzung der Ergiebigkeit des Kapitals bis zum Bodensatz. Die Industrie hatte mit hohen Rohstoffpreisen zu rechnen, konnte aber den Preis der Fabrikate steigern. Unter den Metallen war Zinn von der Spekulation bevorzugt. So wars schon 1911; und die Bewegung wurde durch die eigenartige Organisation des londoner Zinnmarktes gefördert. Der erste Preis des Jahres war 203 £, der niedrigste 184, am einunddreißigsten Dezember 229 £ (per Kasse). 1911 war die höchste Notiz 233 £. Kupfer (per Kasse) stieg von 59 auf 76½ £; Zink blieb ziemlich unverändert. Blei wurde von 16 £ 2 sh auf 18 £ 2 sh gesteigert. Eisen und Kohle hatten überall höhere Preise. Als Belgien Mitte November für ganze acht Tage einzelne Eisenpreise ermäßigte, staunte man wie über ein Wunder. Oder wars ein Irrthum? Die Reduktionen wurden bald wieder rückgängig gemacht. In Deutschland

folgten die Preiserhöhungen einander in kurzen Zwischenräumen. Um nur einige zu nennen: Spiegeleisen 81 (72) Mark; Stahleisen 74 (65); Englisches Gießereiroheisen III 88 (68,50); Deutsches Gießereieisen 76,50 (70,50); Stabeisen aus Flußeisen 126 (112,50), aus Schweißeisen 148 (133,50); Grobbleche 135 (131), Kesselbleche 145 (141). Das Kohlensyndikat hatte die Preise um durchschnittlich eine Mark für die Tonne erhöht und bleibt für das Geschäftsjahr 1913/14 dabei. Die Roheisenmenge, die in den deutschen Hütten produzirt wird, ist der stolzeste Befähigungnachweis der Industrie. Das Endresultat wird 1912 etwa 18 Millionen Tonnen betragen (15,53 im Jahr 1911). Ein Werthobjekt von 1450 Millionen Mark. Im Anfang des Jahrhunderts betrug die Gesammtproduktion 8½ Millionen Tonnen. Der Roheisenverband hat sich gut gehalten. Mit den siegerländer Außenseitern und den luxemburgischen Händlerwerken kam er ins Reine. Als der Stahlwerkverband im Zwielicht zwischen April und Mai für fünf Jahre verlängert wurde, war er schon tot gewesen. Und was zu neuem Leben erwachte, war ein Körper ohne Füße. Die A-Produkte (Halbzeug, Formeisen, Schienen) blieben syndizirt; die B-Produkte erkämpften sich die Freiheit. Stabeisen, Bleche, Röhren sind frei; Walzdraht ist durch ein brüchiges Syndikat, das mit Mühe und Noth bis Juni 1913 bedingt begnadigt wurde, gebunden. Der Versand des Stahlverbandes betrug bis Ende November 5,91 Millionen Tonnen (5,34). Was die ungezügelte Konkurrenz der B-Produkte bei nachlassenden Absatzchancen anrichten wird, weiß Niemand. Im Dezember wurde bei einer berliner Stabeisen-Submission der Normalpreis unterboten.

Die Syndikate der Eisenindustrie hatten im Uebrigen nicht zu klagen. Die Trägervereinigungen wurden für fünf Jahre verlängert. Die selbe Frist gewann die Oberschlesische Stahlwerksgesellschaft. Auch das Schiffbaustahlkontor und die Schienenkonvention werden weiterleben. Von der günstigen Lage des Roheisenmarktes zeugen die Versandziffern des Roheisenverbandes und der Außenhandel. Jene betrugen bis Ende Oktober 2,30 Millionen Tonnen (bei 5,60 Selbstverbrauch der Werke) und waren um 400 000 Tonnen (der Selbstverbrauch um 900 000) höher als im Vorjahr. Der Export stieg bis Ende Oktober (um fast 600 000) auf 4,91, der Ausfuhrüberschuß (um 530 000) auf 4,41 Millionen Tonnen. Auch der Kohlenbergbau hatte gute Tage. In den ersten zehn Monaten waren 147,40 Millionen Tonnen (133,47) Steinkohle und 67,66 (60,29) Millionen Tonnen Braunkohle aus deutschen Schächten gefördert. Der englische Bergarbeiterstrike half der Ausfuhr: sie wuchs von 22,24 auf 25,72 Millionen Tonnen. Die Koksausfuhr stieg (um fast 30 Prozent) auf 4,82 Millionen Tonnen, wovon Belgien 47 Prozent mehr aufnahm als im Vorjahr. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat konnte seit Oktober auf jede Förindereinschränkung für Kohle verzichten und hat es für Januar 1913 bei diesem Modus belassen. 1911 wurden von der Betheiligung im Durchschnitt 12½ Prozent abgezogen. Bei Koks war die Einschränkung um etwa

10 Prozent geringer als 1911. Für den Absatz schien es keine Grenzen zu geben; er hätte noch höhere Leistungen ermöglicht, wenn durch den Wagenmangel nicht ein unnatürliches Hemmniß entstanden wäre. Die Kohlenwerke haben durch die Unzulänglichkeit des Eisenbahnbetriebes einen sehr schmerzhaften Schaden erlitten. Schlimmer als je zuvor. Das Syndikat berechnete den Minderabsatz auf wenigstens 600 000 Tonnen. Durch die Störung des Versandes nach Belgien und Frankreich sind den deutschen Zechen große Kontrakte für das nächste Jahr entgangen; denn die ausländischen Eisenwerke waren gezwungen, sich Ersatz zu suchen; und die belgischen und französischen Lieferanten nutzten die Situation aus und forderten weitgehende Abschlüsse. So wurden die rheinisch-westfälischen Zechen um die Kundschaft gebracht. Wenn der preußische Eisenbahnfiskus die Verluste an Löhnen und Gewinn zu ersetzen hätte, könnte er sich getrost auf 30 Millionen gefaßt machen Die Schärfe, mit der Hugo Stinnes das Verhältniß des Bergfiskus zum Kohlensyndikat kritisirte (die Regirung hatte ihren Vertrag mi dem Syndikat gelöst, weil ihr die letzte Preiserhöhung für Hausbrand-kohle nicht genehm war), brachte wohl auch den berechtigten Groll der Zechenleiter über das Versagen der Eisenbahnen zum Ausdruck. Stinnes hat das große Programm der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerk gesellschaft weiter durchgeführt. Das Aktienkapital wurde (um 30) au 130 Millionen erhöht und Deutsch-Lux auf den dritten Platz (hinter Krupp und Gelsenkirchen) in der Reihe der Montanriesen befördert Die Dividende blieb bei 11 Prozent. Eine interessante Neubildung gab es unter der Leitung der Mannesmannwerke. Das alte Röhrensyndika hatte nicht genügt. Unter seiner Herrschaft war eine ungesunde Preis politik entstanden. Die Mannesmannröhrenwerke suchten und fanden eine neue Form: den Trust. Sie schlossen langjährige Verträge mi verschiedenen Gesellschaften ihrer Branche (Wittener Stahlröhren, di erst mit Hoesch zusammengehen sollten; Balcke, Tellering & Co., Siege ner Stahlröhrenwerken) und gliederten sich selbst eine große Kohlen-zeche an, um eigene Kohlen für die Herstellung des zur Verarbeitung nöthigen Roheisens zu haben. Das Aktienkapital erhöhten sie von 33 auf 61 Millionen. Die Gesammtproduktion des Concerns wird für das Jahr auf einen Werth von 140 Millionen Mark geschätzt. Di Stellung im Kohlensyndikat war bei der Verschmelzung der Bergbau-Gesellschaft Neu-Essen mit dem Kölner Bergwerksverein von Bedeutung. Beide stehen hoch im Alter und Werth. Die Aktie des Kölner Vereins ist eins der höchstrentirenden Papiere des Kurszettels. Aehnliches gilt von der Bergwerkgesellschaft Konsolidation, die nie neu Aktien ausgegeben hatte und im November 1912 zum ersten Mal, nach dreiundzwanzig Jahren, Junge praesentirte. Sie erhöhte ihr Kapita (um 4) auf 20 Millionen (die Aktie kommt dadurch in den Ultimo-handel), um ihren großen Felderbesitz ganz auszubauen und dami fürs neue Syndikat vorzusorgen. Mit zu den Konservativen gehör der Bochumer Gußstahlverein. Aber auch er folgte dem allgemeinen

Trieb, durch Verbilligung der Produktion die Rente zu erhöhen, und nahm neue Mittel auf, um die Hochöfen zu erweitern, neue Zechen auszubauen und Eisenerzgruben zu kaufen. Das Aktienkapital wurde von 30 auf 36 Millionen gebracht. Die Steigerung der technischen Leistungfähigkeit als Ausgleich der wachsenden Unkosten bildete das Leitmotiv aller Kapitalserhöhungen. Man ergänzt die Betriebsmittel, um dem alten Kapital die Ergiebigkeit zu sichern. Das Wachsthum des industriellen Anlagekapitals fordert immer mehr Dung. Neues Geld ist die Losung. Das Hasper Eisen- und Stahlwerk stieg von 10 auf 13, die Rheinischen Stahlwerke von 40 auf 46, das Bochumer Bergwerk von 1½ auf 6, die Vereinigten Stahlwerke Van der Zypen von 13 auf 17, die Deutsch-Oesterreichische Bergwerkgesellschaft von 15 auf 18, die Kattowitzer Bergbaugesellschaft von 30 auf 39 Millionen. Als einzige Leiche war das (längst fällige) Eisenwerk Rothe Erde in Dortmund zu beklagen. Im Uebrigen entsprachen die Dividenden dem guten Geschäftsgang. Von den Werken, die am dreißigsten Juni schlossen, zahlten: Hoesch 22 (20), Bochumer Guß 14 (12½), Phoenix 18 (15), Rheinische Stahlwerke 10 (8) auf 44 (40) Millionen, Laurahütte 6 (4), Hasper 12 (10), Rombacher 10 (9), Harpener 9 (8) Prozent Dividende. Auch die Arbeiterlöhne sind gestiegen: im Oberbergamtsbezirk Dortmund betrug der Schichtlohn im dritten Quartal 5,10 Mark gegen 4,72 im Vorjahr, bei 360544 Mann (337091) Gesammtbelegschaft; aber Frieden gab es nicht. Der Riesenstrike in England, der am letzten Februar begonnen und, nach sechswöchiger Dauer, der Wirthschaft Britaniens einen Schaden von einer Milliarde Mark zugefügt hatte, wirkte ansteckend auf einen Theil der Ruhrknappen. 200000 Mann legten die Arbeit nieder, mußten aber schon nach einer Woche, als Besiegte und Geschädigte, das Kriegsbeil wieder begraben. In Saarabien, wo die Zechenleute schlechter bezahlt sind als die Knappen an der Ruhr (der Durchschnittsverdienst im Jahr 1911 war 1168 gegen 1446 Mark an der Ruhr), rüstete man zum Kampf. 30 000 Mann wollten gegen den Bergfiskus zu Felde ziehen. Ihre Wünsche sind begreiflich; aber es schien zweifelhaft, ob sie Etwas erreichen würden. Der Staat schützt die geringere Ergiebigkeit des Saarbergbaues vor. Im Dollarland gabs einen Ausstand in den Weichkohlengruben Pennsylvaniens; und England sah noch im Dezember strikende Eisenbahner im Nordosten. Für die gute Verfassung der deutschen Montanindustrie spricht die Bestimmtheit, mit der alle Gerüchte von schädlichen Wirkungen des Krieges und von beginnender Abschwächung der Konjunktur bestritten wurden.

In bester Verfassung war auch die Elektrizitätindustrie, über deren Beschäftigung in der Generalversammlung der AEG gesagt wurde, der Andrang sei manchmal so stark gewesen, daß man ihm kaum gerecht werden konnte. Umsätze und Auftragbestand betrugen bei der AEG Ende Oktober 457 Millionen Mark (391 Millionen 1911 und 240 Millionen 1907). Diese größte deutsche Elektrogesellschaft erhöhte ihr Ak-

tienkapital (um 25) auf 155 Millionen. Daß Emil Rathenau, der Vater des neuen Aufsichtrathspräsidenten, der AEG noch lange erhalten bleibe, ist der beste Neujahrswunsch für die Gesellschaft. AEG, Siemens & Halske, Siemens-Schuckert zahlten die selben Dividenden wie im Vorjahr; 14, 12, 10 Prozent. Die Schuckertgesellschaft in Nürnberg erhöhte ihren Satz von 7½ auf 8. Siemens-Schuckert hatten beträchtlichen Kapitalzuwachs: die Schuckertgesellschaft erhöhte ihr Aktienkapital (um 10) auf 70 Millionen, Siemens & Halske gab 20 Millionen 4½prozentiger Obligationen aus, die SS-W bekamen von den Mutterfirmen ein neues unkündbares Darlehen von 20 Millionen und gaben 30 Millionen 4½prozentiger Schuldverschreibungen aus. Das Anlagekapital der SS-W beträgt 219 Millionen. Die zum Concern gehörende finanzielle Trustgesellschaft Siemens Elektrische Betriebe erhöhte das Kapital (um 5) auf 12½ Millionen und gab 10 Millionen Mark Obligationen aus. Die Trustgesellschaft der AEG, die Elektrobank in Zürich, brachte ihr Kapital von 60 auf 75 Millionen Francs. Die Aktie soll in den berliner Ultimohandel zugelassen werden. Die in rascher Expansion befindliche Deutsch-Ueberseeische Elektrizitätgesellschaft ist von 100 auf 120 Millionen gewachsen. 1906 waren es erst 36 Millionen. In Buenos Aires gab es Aerger um Konzessionen. Die Bergmannwerke wurden sanirt; Theodor Berliner von den SS-W trat in die Direktion (Alfred Berliner aus der Direktion bei Siemens & Halske in den Aufsichtrath); das Aktienkapital wurde von 29 auf 52 Millionen erhöht; die SS-W übernahmen 8½ Millionen Mark Aktien von Bergmann.

Die Börse spiegelte weniger die Stärke des Wirthschaftkörpers als die Nervosität des in Kriegssorge lebenden Publikums wider. Sie war mit schweren Hausseengagements über die Schwelle des Jahres 1912 geglitten und trug diese Last in Sorgen bis Mitte März. So lange dauerte die Angst wegen politischer Störungen (Frankreich, England, Rußland) und die Nachwirkung des ersten Appells der Excellenz Havenstein. Die Börse fürchtete eine Begrenzung der Effektenspekulation durch erschwerende Bedingungen bei den Banken (hohe Einschüsse) und neue Steuern für die Wehrvorlagen. Dann kam eine Hausse. Der Kassamarkt glänzte in Sonnenschein. Deutsche Waffen, Köln-Rottweiler Pulver, Daimler Motoren, Akkumulatoren Hagen, Vogtländische Maschinen waren hochbezahlte Favoriten. In den Taumel stürzte sich mit kräftiger Faust der Börsenkommissar. Er wollte die Tollen zur Vernunft bringen, warnte laut vor den bedenklichen Kunststücken und schlug für Ausnahmefälle eine Aenderung des Einheitkurses vor. Der Widerhall dieser Warnung dauerte nicht lange. Die Börse blieb in der Hausse bis zum ersten Oktober, dem Tag des Gerichts. Die Mobilisirung des Balkans bewirkte den Sturz. Dann kam eine neue Erholung, die sogar starke Hausseansätze zeigte. Aber am zwölften Oktober brach die ganze Herrlichkeit zusammen und wurde nicht wieder aufgebaut; die letzten Dezemberwochen waren, weil man auf Frieden

hoffte, etwas besser. Noch schlimmer als in Berlin hatte der Sturm in Wien und Paris gewüthet. Der pariser Effektenmarkt sah Paniken, wie sie die Börsengeschichte nur selten verzeichnet hat; und in Wien stürzte eine Millionenstadt aus Kartenhäusern ein. Die Börsen haben sich keinen Lorber verdient. Ihr Verhalten war kläglich; ein Hohn auf den oft gerühmten politischen Riecher der Börsenleute. Das Publikum wurde von der Furcht natürlich angesteckt und warf seine Papiere, auch wenn sie bezahlt waren, wie brennenden Zunder von sich. Die Banken konnten nicht helfen. Sie hätten für Liquidität zu sorgen und waren froh, daß sie, was zwischen dem zweiten und fünften Oktober aufgenommen war, in der kurzen Haussefrist abzustoßen vermochten. Die schönen Tage von Kanada, Hansa und Naphtha-Nobel waren vorüber. Werden sie wiederkommen? Die Tabelle zeigt die Anfangskurse, die des letzten Haussetages, des schwärzesten und des Schlußtages:

	2. Januar	30. September	12. Oktober	31. Dezember
Deutsche Bank	266,75	257,12	242,75	249,75
Diskontogesellschaft	193,75	189,50	181,—	184,—
Handelsgesellschaft	172,50	172,—	162,75	164,37
Bochumer Guß	235,12	240,62	224,75	211,87
Phoenix	262,62	284,25	263,62	257,75
Gelsenkirchen	211,50	211,12	188,25	191,75
AEG	296,—	270,25	248,62	237,75
Siemens & Halske	254,—	240,75	217,50	221,12
Hamburg-Amerika-Linie	147,12	163,37	145,50	155,75
Norddeutscher Lloyd	107,87	129,37	113,37	119,87
Hansa	216,37	328,—	278,—	291,75
3% Reichsanleihe	83,—	79,50	77,87	78,10
4% Russen von 1902	91,50	90,75	86,—	89,12
Türkenlose	163,25	174,—	153,50	155,25
4½% Serben	93,30	90,90	80,—	89,75
Türk. Unif. Anleihe von 1903	90,25	91,—	80,75	85,50
Türk. Administr. Anleihe	83,90	82,60	77,50	78,25
6% Bulgaren	103,—	102,50	97,20	102,90
Deutsche Waffen	415,25	544,50	494,—	552,—
Daimler Motoren	227,—	336,—	284,—	305,—
Höchster Farbwerke	542,25	645,25	606,25	632,—
Vogtländische Maschinen	471,—	730,25	615,—	563,—
Naphtha-Nobel	—	324,25	270,—	336,—

Die schwersten Aktien stehen, trotz den schlimmen Tagen, noch über dem ersten Jahreskurs. Man glaubt noch an die Wunder der industriellen Rente; und es kommt darauf an, wie lange die Politik die Gefühle unterjochen wird. Dauerts zu lange, dann könnte 1913 ein Jahr der Konsolidirung werden. Im anderen Fall ist ein neuer Aufschwung möglich. Wenn die Gelder eingesperrt bleiben, ist Hoffen und Harren vergebens und wir erleben, nach Taumel und Katzenjammer, den Sieg der Vernunft. Ich fürchte aber: nur dann. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G m b H. in Berlin.





Zehlendorf-West bei Berlin

Wald-Sanatorium Dr. Hauffe

Persönliche Leitung der Kur
Ruhiger Landaufenthalt

Kuranstalt Hainstein

Eisenach
(Wartburg gegenüber)

Winterbetrieb. Dr. M. L. Köhler.

Sanatorium

Kurhaus Buchheide

— **Stettin-Finkenwalde.** —

Für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herz- und Stoffwechselkranke.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Moster.

Priessnitz-Sanatorium

Gräfenberg (Oesterr.- Schlesien)

630 m ü. M.

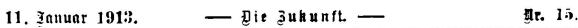
Eröffnet 1911. Für innere und Nervenkranke. Physikal.-diät. Heilverfahren.
Ganzjährig geöffnet.

Chefarzt Sanitätsrat Dr. Rudolf Hatschek.



höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Herrliche Lage. | 100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. | Herrliches Klima.



Eduard Lingel Schuhfabrik A.-G. zu Erfurt.

Wir machen hierdurch bekannt, dass die Aushändigung der nom. M. 2 000 000.— neue Aktien vom 6. Januar 1913 ab bei der

Bank für Handel und Industrie, Berlin,

gegen Rückgabe des quittierten Anmeldescheins erfolgt.

Erfurt, im Januar 1913.

Eduard Lingel Schuhfabrik A.-G.
Fritz Dressler.




COGNAC
J.&F.
MARTELL
gegründet 1715.
FRANZÖSISCHER COGNAC
Natürliches Erzeugnis von im Cognac-Districte geernteten und destillierten Weinen. —
Preis M. 7.50 bis M. 30 p. Fl.


NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUDELSALZ
SALZ
ist das allein echte Karlsbader
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W.57.